

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 5

Artikel: Denkende Tiere
Autor: Schrönghamer-Heimdal, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gitter gezogen. Durchbar schrie der Dobbermann, und nur der Umstand, daß sofort einige Schwarze zur Stelle waren, die den Hund an den Hinterläufen mit aller Kraftanstrengung dem wutschraubenden Leoparden, der seine Beute nicht fahren lassen wollte, entrissen, hatte es der erstere zu verdanken, daß er, allerdings schwer verwundet, mit dem Leben davon kam.

Der Leopard ist eines der gefürchtetsten Raubtiere in Afrika. So klein er im Verhältnis zu

seinen Artgenossen auch ist, wird er doch allein schon seiner furchtbaren Waffen und seiner grenzenlosen Mordlust sowie der Eigenschaft wegen, sich allen Nachstellungen zu entziehen und doch überall zu sein, zu einem nicht zu unterschätzenden Gegner. Daß er aber auch Menschen raubt und tötet, eine Erscheinung, die glücklicherweise zu den Ausnahmen zu gehören scheint und worüber ich ein anderes Mal berichten werde, dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein.

Die Raben.

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft.

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und friere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere
Und hör euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag ich den Berg hinab
Mein Bündel dürrer Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick!
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Nikolaus Lenau.

Denkende Tiere.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Daß die Tierwelt über Fähigkeiten verfügt, die fast an menschenhafte Denk- und Verständigungsmöglichkeiten grenzen, ist dem aufmerksamen Beobachter längst kein Geheimnis mehr. Einige Begebenisse aus meiner Umwelt mögen dies veranschaulichen.

Einer meiner Nachbarn hatte im Geäst eines Edelfirschbaums einen Starenkasten aufgestellt und, wie sich in der Folge erwies, damit den Bock zum Gärtner gemacht. Denn kaum daß sich die Kirschen zu röten begannen, wurden sie die begehrte Beute der im Kasten nistenden Stare. Um von den Früchten einen Rest für sich zu retten, sah sich der Besitzer genötigt, über den Starenkasten eine Vogelscheuche in Gestalt

eines lebensgroßen Vagabunden anzubringen, der in der Rechten einen drohend geschwungenen Stock hielt. Angefächts dieses Schreckgespenstes flogen die Stare davon und ließen sich den ganzen Tag nicht mehr sehen. Erst gegen Abend kamen sie wieder, aber nicht allein, sondern in Gesellschaft von etwa zweihundert anderen Staren, die sich in den benachbarten Bäumen niederließen und ein Mordsgeschrei gegen die Vogelscheuche im Kirschbaum erhoben. Offenbar wollten sie wissen, was es mit der Spukgestalt im Baum für eine Bewandtnis habe, so ähnlich, wie auch der denkende Mensch eine Erscheinung aus der Geisterwelt „spricht“, wie der technische Ausdruck im Volksmund lautet. Als die

schreienden Starenschwärme merkten, daß sich der Vogabund im Baumwipfel nicht rührte und seinen Stecken nur drohend in die Luft hielt, ohne damit dreinzuschlagen, flogen sie immer näher heran und schließlich auf den Kirschbaum selbst, wo sie sich an den Früchten gütlich taten. Gesättigt schwirrte der ganze Schwarm davon. Nur die zwei Stare, die im Kästen nisteten, blieben zurück und trieben ihr früheres Wesen weiter, ohne sich um die Vogelscheuche noch zu kümmern.

Das bemerkenswerte ist in diesem Falle die Tatsache, daß die beiden Stare den Schwarm ihrer Artgenossen offenbar herbeigeholt hatten, um der Vogelscheuche über ihrem Nistkästen auf den Leib zu rücken. Rätselhaft bleibt dabei nur die Art und Weise, wie sich die beiden Stare ihren Artgenossen — und gleich so vielen — verständlich machen konnten. Es muß also eine Art „Vogelsprache“ geben, deren ja der weise Salomo kundig gewesen sein soll.

Ähnlich liegt ein Fall, der bei Hunden beobachtet wurde. Ein Viehhändler kam mit seinem Metzgerhund auf einen einsam gelegenen Bauernhof, der von einer gewaltigen Dogge bewacht wurde. Während der Hofbesitzer mit dem Viehhändler feilschte, kamen die beiden Hunde ins Geraufe, wobei der Metzgerhund unterlag und mit blutenden Wunden abziehen mußte. Wie erstaunte aber der Hofbesitzer, als er sah, wie sich am Abend desselben Tages eine ganze Horde von Hunden aus dem Nachbardorfe seinem Hofe näherte — und zwar unter Führung des gebissenen Metzgerhundes. Sämtliche Neros, Pinscherl, Foxerl, Wolfi und Bamperl des Dorfes, die der Hofbesitzer ja vom Sehen kannte, leisteten ihrem Anführer Gefolgschaft auf seinem offenkundigen Rachefeldzuge gegen die sieghafte Dogge, gemäß dem Sprichwort, daß viele Hunde den Hasen Tod sind. Zweifellos hatten es die Röter auf einen Überfall auf die Dogge abgesehen, denn ihr Marschziel war die Hundehütte im Scheunenwinkel. Nur mit Schüssen gelang es dem Besitzer, die Meute zu verscheuchen und seinen wertvollen Hund vor Schlimmem zu bewahren.

Auch in diesem Falle erhebt sich die Frage: Wie hat der gebissene Metzgerhund die übrigen Dorfhunde von seiner Absicht verständigt? Wodurch hat er sie zum Mitgehen vermocht? —

Die Haustiere, besonders Hunde und Pferde, haben ein feines Gefühl und wissen die Menschen genau zu unterscheiden, ob sie ihnen wohl

oder übel wollen. Ich hatte in meiner „Stammkundschaft“ einen alten Handwerksburschen, der mich auf seinen Bettelgängen regelmäßig aufsuchte und seinen Obolus bei mir holte. Dabei fiel mir immer auf, daß ihm stets eine Schar Hunde murrend nachtrottete, ohne ihn jedoch anzufallen. Auf meine Frage, wieso es käme, daß gerade er auf die Hunde eine solche Anziehungs Kraft ausübe, erwiderte er mir: er wäre früher Hundeschlächter gewesen, aber das witterten die Hunde heute noch, obwohl es schon zwanzig Jahre her sei, daß er den letzten Röter abgeschlagen. Diese Tatsache habe ich auch anderen Ortes mehrfach bestätigt gefunden.

Aber auch unter sich pflegen die Tiere Feindschaften usw. auf schier menschliche Art auszuüben, jedenfalls aber so, daß man dabei mit einer regelrechten Denktätigkeit zu rechnen hat.

Mehrfaß beobachtet sind die Rabengerichte. Da hocken alle Raben, die zur gleichen Sippe gehören, rings im Kreise um einen alten Sünder aus ihren Reihen. Was er verbrochen haben mag, ahnt kein Mensch, aber die Raben müssen es wissen, denn ihr ganzes Gebaren weist darauf hin, daß sie eine regelrechte Gerichtssitzung mit Anklage und Verteidigung und rechtskräftigem Urteil abhalten, das von einer Anzahl Raben, den Scharf- und Nachrichtern, sofort vollstreckt wird, indem sie den armen Sünder an Ort und Stelle mit ihren Schnäbeln zu Tode hauen.

Auf eine über den gewöhnlichen Instinkt hinausgehende Verstandestätigkeit läßt auch die Art und Weise schließen, wie die Raben einem überlegenen Feinde zu Leibe rücken. Sie kreisen ihn regelrecht ein, wie ich es bei einem starken Hühnergeier beobachtet habe, der sich schließlich nicht mehr anders zu helfen wußte, als daß er sich mit dem Rücken zu Boden legte und die Fänge, mit einem dünnen Ast bewaffnet, abwehrend von sich streckte. Aber auch dieses äußerste Mittel fruchtete nichts mehr. Er fand den Tod unter den Schnabelhieben der ihn von allen Seiten umkreisenden Widersacher.

Ein ergötzliches Erlebnis hatte ich mit einer Katzenmutter, deren Junges wir als Haustäschchen übernommen hatten. Die Alte suchte ihr Junges überall, und als sie es bei uns entdeckte, pfauchte sie es grimmig an und gab ihm mit der Pfote eine regelrechte Ohrfeige, als wollte sie sagen: „Wo steckst du solange? Weißt du nicht, daß du heimgehörst zu deiner Mutter?“

Oder war das bloß der mütterliche Instinkt

des Tierchens? Wo aber hört der Instinkt auf und wo beginnt der Verstand?

Wer kann es sagen?

Instinkt und Verstand — es sind ja bloß Worte für das nämliche Wesen, dessen Grenzen

ineinandermüinden, wenn man schon einen Unterschied machen will.

Denfalls aber ist und bleibt das Wort vom „unvernünftigen“ Tier eine unberechtigte Redensart.

Winternächte.

Wenn des Mondes Strahlen schlechten
Lichter in den Schnee,
Wanderer, in diesen Nächten
Stirbt dir Lust und Weh.

Stirbt das, was dich im Getriebe
Immer ruhlos macht;
Aufwächst grenzenlose Liebe
Aus der Winternacht.

Wanderer, in diesen Nächten
Wird das Herz dir weit;
Und aus tiefen Seelenschächten
Steigt Wunschlosigkeit.

Heinrich Lämmelin.

Amalie.

Von Hermann Löns.

Den Sommer über kümmern wir uns nicht um sie; es sind dann so viele ihresgleichen da, so viele, daß wir froh wären, wenn sie nicht da wären.

Zieht aber der Spätherbst über das Land, brennt die Lampe schon früh am Abend, bullert der Ofen und pfeift draußen der Wind, dann heißt es auf einmal bei uns: „Sie da, da ist ja Amalie wieder!“

Alles freut sich dann. Jeder beobachtet sie, jeder findet bekannte oder neue Züge bei ihr. Im vorigen Winter war sie viel scheuer und wurde erst nach und nach zutraulich; in diesem Jahr ist sie beinahe zudringlich.

Raum, daß wir uns zum Essen hinsetzen, so ist sie auch schon da. Das heißt zum ersten Frühstück erscheint sie fast niemals, höchstens Sonntags, weil wir dann nicht eher aufstehen, als bis das Esszimmer hübsch warm ist. Sonntags frühstückt Amalie immer mit uns.

Alltags niemals. Es ist ihr dann noch zu kalt im Zimmer, und so schläft sie bis zum zweiten Frühstücke, manchmal sogar bis zum Mittagbrot. Dann aber ist sie stets da. Sie kommt ungebeten. Wenn von der Küche her die Stimme aus dem Sprachrohre schallt: „Zum Essen herein, zum Essen!“ sofort ist Amalie da. Und ebenso pünktlich stellt sie sich zum Kaffee und zum Abendbrot ein.

Sie gehört förmlich zur Familie, unsere Amalie. Wir haben uns so sehr an sie gewöhnt, daß wir nicht früher mit dem Essen beginnen, bis

daz sie da ist. Es kommt ab und zu vor, daß sie sich bei der Toilette verspätet; aber sobald die Suppe gegen die Stubendecke dampft, ist Amalie auch da, und dann heißt es um den Tisch herum: „Wohl bekomm's, Amalie!“

Obgleich man nicht sagen kann, daß Amalie sehr wählerisch ist, gibt es doch manche Speisen, die sie nicht mag. Gegen Gewürze ist sie sehr empfindlich; sie nimmt weder Pfeffer noch Salz, und Essig, sowie Senf sind ihr greulich. Zucker dagegen liebt sie sehr und in jeder Form. Alkoholika verschmäht sie ebenfalls nicht, besonders dann nicht, wenn sie recht süß sind, wie Glühwein, Punsch und Sekt. Aber auch am Biere nippt sie, doch sehr vorsichtig, und noch niemals holte sie sich einen Schwipps. Ein bißchen aufgekratzt wird sie allerdings immer hinterher.

Mittags, wenn die Sonne recht warm scheint, sitzt sie mit Vorliebe am Fenster und sieht hinaus, sehr zum Verdruisse unseres Zeifigs, der sie nicht ausstehen kann und mörderisch schimpft, solange sie in seiner Nähe ist. Sie aber macht sich gar nichts daraus und ärgert ihn dadurch, daß sie ihm immer näher rückt, bis er vor Wut hin und her hüpfst und so mit den Flügeln schlägt, daß er ein bis zwei Federn verliert. Wenn sie ihn soweit gebracht hat, verläßt sie das Fenster und begibt sich wieder in die Mitte der Stube.

Es gibt nichts, was sie nicht interessiert. Eine Viertelstunde lang vertieft sie sich in die Betrach-